

<b>e-Journal Philosophie der Psychologie</b>	<b>KONVERSATIONS-UNTERRICHT: Erste Beobachtungen zu Beethovens intellektuellen Interessen anhand von Gesprächsaufzeichnungen mit ihm<sup>1</sup> von Peter Höyng</b>
--	--

## 1. Einleitung

### **A. Das Erkenntnisinteresse an Beethovens geistigem Horizont**

Mein übergeordnetes Forschungsinteresse lautet, als Literatur- und Kulturwissenschaftler ein möglichst vollständiges Bild der intellektuellen Koordinaten beziehungsweise des geistigen Horizontes Ludwig van Beethovens (1770-1827) zu entwerfen. Ich beabsichtige, Beethovens Lektüreinteressen und -gewohnheiten sowie seine Leseindrücke zu erschließen, um daraus ein Gesamtbild zeichnen zu können. Dieses Erkenntnisinteresse verdankt sich insbesondere auch dem Umstand, dass Beethoven während einer der intensivsten Phasen der deutschen Literatur, Ästhetik und Philosophie lebte. Einerseits seit seiner Bonner Jugendzeit mit den Werken Klopstocks, Goethes, Schillers und Shakespeares vertraut, andererseits gleichaltrig mit Hölderlin und Hegel, war Beethoven außerdem Zeitgenosse so unterschiedlicher und einflussreicher Denker und Autoren wie Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Heinrich von Kleist, Schelling, Tieck und E.T.A Hoffmann. Selbstverständlich haben Beethovenforscher sich immer auch für seine literarischen Vorlieben interessiert, insbesondere in jüngerer Zeit sein bedeutendster Biograph Maynard Solomon (1998) sowie aus musikästhetischer Sicht Mark Bonds (2006) und Birgit Lodes (1997 und 2006), die in ihren Arbeiten den vielfältigen Beziehungen von Beethovens Lektüreinteressen innerhalb seiner Kompositionen nachgeht. Dennoch existiert keine neuere, geschweige denn umfassende Studie, die dem Vielleser Beethoven und seinen geistigen Interessen gerecht geworden wäre.<sup>1</sup>

### **B. Beethovens Konversationshefte als einzigartiger Quellentypus**

Um dieses Vorhaben umzusetzen, können wir neben den einschlägigen Lebensbeschreibungen auf eine überschaubare Zahl von retrospektiven Zeitzeugenberichten zurückgreifen, wie beispielsweise die Erinnerungen seiner langjährigen Freunde Franz Gerhard Wegeler und Ferdinand Ries (1838), die des Bekannten Franz Grillparzer (1844-1845) oder die Eindrücke des jungen Gerhard von Breuning (1874). Wichtiger als diese späteren Aufzeichnungen sind selbstredend Zeugnisse von Beethovens eigener Hand. Von herausragender Bedeutung ist dabei das sogenannte *Tagebuch*, das uns in einer Abschrift vorliegt, und unregelmäßig-verstreute Eintragungen aus den Jahren 1812 bis 1818 enthält, darunter auch solche, die Beethovens breit gefächerte Lektüre und emphatischen Leseindrücke dokumentieren.<sup>2</sup> Des Weiteren sind die Briefe von und an Beethoven eine zentrale Quelle. Während diese Textgenres, das heißt Briefe, das sogenannte *Tagebuch*, wie auch

---

<sup>1</sup> Bei diesem Text handelt es sich um eine redigierte Fassung eines Anfang Mai an der Kunst Universität Graz und am Institut für Kulturwissenschaften in Wien gehaltenen Vortrages. Dank eines Fulbright Senior Fellowships im Frühjahr 2013 am Institut für Kulturwissenschaften (IfK) in Wien ist es mir möglich, hiermit erste Ergebnisse meines Projektes vorzustellen. Besonders sei auch den KollegInnen Prof. Andreas Dorschel von der Kunst Universität Graz und Prof. Fatima Naqui von der Rutgers University für Ihre hilfreichen Anregungen gedankt. Außerdem möchte ich Ulrich Struve für die sorgfältige Betreuung der Endredaktion danken.

Zeitzeugenberichte zu den üblichen Quellen einer jeden modernen Lebensbeschreibung gehören, liegt im Falle Beethovens ein ungewöhnliches, einzigartiges und ausgesprochen ergiebiges Genre vor: seine sogenannten Konversationshefte, die vom Februar 1818 bis zu seinem Tod im März 1827 geführt wurden.

Relativ zu Beginn seiner musikalischen Karriere als gefeierter Klaviervirtuose und Komponist in Wien nahm Beethoven bereits im Alter von 27 Jahren ein Nachlassen seines wichtigen Sinnesorgans, des Gehörs, wahr. Von Beginn an sah er sich durch die einsetzende Gehörkrankheit dazu gezwungen, sich als Privatperson dieser Krise zu stellen. Sie konnte jedoch nicht auf ihn persönlich beschränkt bleiben, sondern musste bald ein semi-öffentliches Ausmaß annehmen und deshalb besonders "demütigend" wirken. Welche gedanklichen Konzepte Beethoven im Umgang mit dieser schwierigen Situation zur Verfügung standen, bezeugt der Brief an seine beiden Brüder vom Oktober 1802.<sup>3</sup>

Inwieweit die fortschreitende Ertaubung eine Dialektik des heroischen Überwindens in Gang setzte oder aber aufrechterhielt, bleibt im Bereich des Spekulativen. Fest steht aber, dass mit seiner größeren Popularität und wachsenden Anerkennung Beethovens Taubheit auch öffentlich stärker wahrgenommen werden musste. Zehn Jahre später, ab 1812, konstruierte der namhafte Ingenieur Johann Nepomuk Mälzel (1808 zum k.k. Hof-Kammermaschinisten ernannt) eigens für Beethoven Hörrohre. Als auch diese ihre begrenzte Wirkung verfehlten, wurde nach der völligen Ertaubung die schriftliche Aufzeichnung unabdingbarer Bestandteil der Kommunikation mit Freunden und Besuchern. Als Aufschreibesysteme dienten entweder "eine Schiefertafel sammt Griffel" oder aber "ein aus Conceptpapier zur Octavform gefaltetes und genähtes Correspondenzheft sammt Bleistift zur Conversation" (Breuning, S. 87). Während beide Formen für den Austausch alltäglicher Kommunikation genügen, unterscheiden sie sich grundsätzlich im Grad der Archivierbarkeit. Die Bleistiftnotate in den sog. Konversationsheften stellen ein einzigartiges Korpus dar, das trotz aller Alltäglichkeit und Flüchtigkeit, trotz ihrer Einseitigkeit – denn meistens lesen wir nur die Aussage eines Gesprächspartners, während Beethoven hauptsächlich mündlich auf die Fragen seiner Freunde, Bekannten und Besucher antwortete – von besonderem Wert ist. 136 solcher Hefte hat Beethovens letzter, nicht unumstrittener Sekretär Anton Schindler 1846 an das damalige musikalische Archiv der Königlichen Bibliothek zu Berlin, heute Staatsbibliothek, verkauft (Köhler, *BKh*, Bd. 1, S. 7). Obwohl bedeutende Biographen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts diese Konversationshefte einsahen, sich auf sie stützten und auszugsweise auch veröffentlichten (Köhler, *BKh*, Bd. 1, S. 9), begann man erst 1963, insgesamt 139 Hefte in akribischer Detektivarbeit und nach neuesten wissenschaftlichen Standards zu edieren und ab 1968 zu veröffentlichen. Wie mühselig das Entziffern und Erschließen dieser Aufzeichnungen aus alltäglichen Gesprächen gewesen sein muss, erahnt man, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der letzte Band erst 2001, also 33 Jahre nach der ersten Publikation, erschien. Bisher haben meines Wissens weder MusikwissenschaftlerInnen noch Beethovens Biographen den Versuch unternommen, diese in elf Bänden vorliegende Edition der erhaltenen Konversationsaufzeichnungen aus dem letzten Jahrzehnt Beethovens in ihrer Gesamtheit zu lesen und zu interpretieren. Man zitiert zwar immer wieder gerne prägnante Stellen, die diese Beobachtung oder Charakteristik und jenen Umstand oder These zu bestätigen scheinen; doch dupliziert man dadurch nur jene Flüchtigkeit, mit der die Zitate aus dem jeweiligen Kontext herausgefischt wurden. Es liegt bisher keine dezidierte Studie zu den Konversationsheften vor, in der die überlieferten Gesprächsnotizen als Quelle in ihrer Gesamtheit interpretiert werden oder man es gar gewagt hätte, die Bruchstücke als *einen* Text aufzufassen. Auch fehlt es an methodologischen Überlegungen, die Konversationen als seltenes

Dokument oraler Kultur in schriftlicher Fixierung zu berücksichtigen. Eben das zu bewerkstelligen, ist das Ziel meiner Ausgangsfrage nach dem intellektuellen Horizont Beethovens. Mein als "Konversations-Unterricht" betitelter Beitrag bezieht sich auf die ersten zehn der 139 Hefte, die im ersten der insgesamt elf Bände enthalten sind. Dieser Band umfasst ca. 400 Seiten mit nicht weniger als 932 hilfreichen Anmerkungen zum Kontext auf zusätzlichen 100 Seiten. Zeitlich umfassen die Gesprächsnotizen des ersten Bandes zwei Jahre, den Zeitraum von Februar 1818 bis Ende März 1820.

### ***C. Hermeneutische Prämissen beim Lesen von Gesprächsaufzeichnungen***

Für dieses Lese- und Interpretations-Vorhaben stellen sich vorab eine ganze Reihe methodologischer Ausgangsfragen, von denen die erste noch die einfachste scheint: Inwiefern hilft die Lektüre der Konversationshefte, die geistigen Interessen Beethovens zu erkunden? Überwiegt nicht ganz einfach das unsäglich Triviale des Alltagslebens? Schwieriger als bei dieser rein inhaltlichen Ausrichtung wird es, wenn man die Frage mit einem "Wie" versieht: Wie kann und soll man überhaupt diese Gesprächsfetzen mit Beethoven lesen? Sind die Ausschnitte nicht zu bruchstückhaft, zu sprunghaft in ihrem Verlauf, zu situationsbezogen, zu verklausuliert oder als Ganzes einfach zu disparat und verstreut, als dass sich aus ihnen ein einheitliches Bild von Beethovens intellektuellem Dispositiv herauschälen ließe? Woraus sich eine weitere Frage ableitet: Inwiefern muss man bei der Auswertung der Äußerungen ihre kommunikative Ausrichtung berücksichtigen? Denn die Aufzeichnungen enthalten unterschiedliche Arten des Fragens, wie zum Beispiel die An- oder Nachfrage, unterschiedlich ausführliche Antworten, topographische sowie personale Verweise, Einkaufslisten, mündliche Berichte, kurze Beobachtungen und Einschätzungen von Personen und Sachgegenständen, Kommentare, Notizen aus Zeitungen, Hinweise, Gedanken, ausschließlich zum Lesen gedachte Bemerkungen oder auch kurze Monologe.

Angenommen eine solche Lektürearbeit kann sinnvolle Ergebnisse und neue Erkenntnisse zeitigen, so stellt sich doch eine weitere grundsätzliche Frage: Lassen sich überhaupt kausale Verbindungen zwischen den intellektuellen Interessen Beethovens und seinen Kompositionen ausmachen? Kann die Auswertung der Gespräche Einblicke ermöglichen, die das Verständnis seiner musikalischen Werke erweitern? Anders formuliert: Lassen sich geistige Interessen erkennen und die Spuren von Hinweisen entdecken, die ihrerseits maßgeblich den kreativen Kompositionsprozess mit geprägt haben könnten? Dadurch potenziert sich die hermeneutische Ausgangsfrage: Insofern der Sinn der Werke Beethovens ohne sprachliche Verständigung nicht dingbar gemacht werden kann, sollten die erhaltenen Aufzeichnungen als Versprachlichung seiner Alltagswelt zumindest potentiell zum Verständnis seiner Kompositionen beitragen können. Verkompliziert wird diese Ausgangsperspektive sogleich dadurch, dass die Konversationshefte in jene Zeitspanne fallen, in der die komponierten Werke von der Beethoven-Forschung gemeinhin unter seinem Spätstil subsumiert werden und wegen ihrer formalen Kühnheit und kompositorischen Vielfalt und Komplexität die ästhetische Moderne antizipieren.

Aufgrund dieser ersten methodologischen Voraussetzungen ergibt sich folgende Problemstellung. Während man über eine dialektische Beziehung zwischen Taubheit und heroischem Ideal vieler Kompositionen aus der sogenannten mittleren Phase nur spekulieren kann, stehen die Konversationshefte zweifelsohne in einer dialektischen Grundspannung: Ohne Beethovens Taubheit könnten wir ihm und seinen wechselnden Gesprächspartnern nicht sozusagen lesend zuhören bzw. ihrem mündlichen Gespräch in schriftlicher Form beiwohnen. Erst seine Taubheit bedingte das außergewöhnlichste Alltagsdokument, welches uns erlaubt, einen ausführlichen und ungefilterten

Einblick in Beethovens private Lebensführung zu nehmen. Doch die ad hoc entstandenen und daher notwendigerweise flüchtigen Gesprächsnotizen, die weder für die Öffentlichkeit noch für eine spätere Lektüre bestimmt waren, scheinen den formell oftmals hermetisch-strengen Kompositionen der Spätphase diametral und unvermittelt gegenüber zu stehen. Während es Beethoven Adorno zufolge gelang, Form und Inhalt in einem solchen Maße dialektisch und prozesshaft aufeinander zu beziehen und als nicht-identisch hörbar zu machen, dass selbst Hegels geschichtsphilosophische Dialektik übertroffen werde, scheint es zwischen der Form der alltäglichen Gespräche und dem Gehalt der späten Werke nichts zu geben als einen unvermittelten und, was für mein Projekt noch schwerwiegender wäre, unvermittelbaren Bruch (Adorno, S. 36).<sup>4</sup> Auch umgekehrt gilt: Der Inhalt der Gespräche scheint der formalen Meisterschaft der Kompositionen unüberbrückbar gegenüberzustehen. Auf diese Unvermittelbarkeit zwischen den Gesprächen und ihrer Aussagefähigkeit bezüglich der Kompositionen werde ich lediglich im Ausblick und ganz am Ende zurückkommen.

Nachfolgend werde ich in zwei Schritten versuchen, den skizzierten Fragenkatalog bezüglich der methodologischen Problemstellungen der Konversationshefte inhaltlich zu erörtern und auf diese Weise abzuarbeiten. Zunächst lese ich die Konversationshefte in heuristischer Absicht als seltenes Zeitdokument aus kulturanthropologischer Sicht. Zweitens unternehme ich es, anhand des Bildungsbegriffs einen inneren Zusammenhang herzustellen zwischen dem Bildungsanspruch Beethovens und der den ersten Band thematisch dominierenden Diskussion um den gerichtlichen Prozess über die Vormundschaft seines Neffen Karl.

## 2. Die Konversationshefte als Zeitdokumente aus kulturanthropologischer Sicht

Gehen wir zunächst in heuristischer Absicht von der Hypothese aus, wir würden den Gesprächspartner und Adressaten der besagten Gesprächsaufzeichnungen nicht kennen. Auch wenn diese gedankliche Annahme schwierig oder unmöglich zu sein scheint, wird sie doch dadurch erleichtert, dass sich Beethoven so gut wie gar nicht zu seiner kompositorischen Arbeit äußert. In diese Zeit der ersten zehn Hefte fiel insbesondere die Arbeit an der *Missa solemnis*, die jedoch nicht zum vorgegebenen Anlass der Inthronisation des Erzherzogs Rudolph als Erzbischof von Olmütz am 9. März 1820 fertig, sondern erst Ende 1822 abgeschlossen wurde. Immer wieder fragen Beethovens Freunde und Bekannte, wie weit er mit der Arbeit an der Messe sei. Betrachtet man den Band als einen einheitlichen und dramatischen Text mit verteilten Rollen, wird diese Nachfrage quasi zu einem *running gag*: "Wird die Meße noch während er [= der Erzherzog] hier ist fertig?" "Ist die Messe schon gedruckt?" "Wann hören wir Ihre Mes[se]" (*Bkh*, Bd. 1, S. 287, 350, 394).

Beethovens Verschwiegenheit hinsichtlich seiner Arbeit als Komponist erlaubt also das gedankliche Experiment, diese Gespräche so zu lesen, als handele es sich um zufällig überlieferte und alltägliche Aufzeichnungen. Als rein historisches Zeitdokument sind sie mithin nichts anderes als unvollständige Mitschnitte von Gesprächssituationen eines begrenzten Personenkreises mit einem Tauben aus dem Wien der restaurativ-reaktionären Metternichschen Regierungszeit. So gesehen mutieren diese Konversationshefte zu einer unbeabsichtigten Quelle eines kulturhistorisch interessierten Anthropologen. Gerade weil die Aufzeichnungen der Gespräche so geführt wurden, dass sie nicht über die private Situation und den unmittelbaren Zweck hinaus konzipiert waren, wird ihre Lektüre der Arbeit eines Anthropologen vergleichbar:

Doing ethnography is like trying to read (in the sense of 'construct a reading of') a manuscript—foreign, faded, full of ellipses, incoherencies, suspicious emendations, and tendentious

commentaries, but written not in conventionalized graphs of sound but in transient examples of shaped behavior. (Geertz, S. 10)

Was also liegt uns vor? Wir haben es meist mit Alltagsorgen und –erledigungen zu tun: Der Winter ist so kalt, dass die Füße erfrieren, und dementsprechend braucht man einen geeigneten Ofen, wobei die neueren aus Eisen nach einiger Diskussion für ungeeignet befunden werden (*BKh*, Bd. 1, S. 96, 120, 122). Wo bekommt man seine Kleidung her und wie lange kann sie getragen werden (*BKh*, Bd. 1, S. 358)? Welche Wohnung soll zu welchem Preis und zu welchen Bedingungen für den Sommer angemietet werden? Welches Mobiliar kann man sich leisten und welches ist für die neuerliche Sommerwohnung in Mödling erforderlich? Welchen Zahnarzt soll man am besten aufsuchen (*BKh*, Bd. 1, S. 376)? Welche Methoden und Mittel gibt es gegen Taubheit (*BKh*, Bd. 1, S. 190)? Wie kann man sich gegen Geschlechtskrankheiten schützen (*BKh*, Bd. 1, S. 55)? Wo gibt es guten, aber kostengünstigen Wein? Es wird zu viel davon getrunken und das bekommt nicht jedem (*BKh*, Bd. 1, S. 154, 355). An Einkaufslisten und Besorgungen mangelt es nicht. Sie folgen oft unvermittelt gewichtigen Angelegenheiten: "Bey der nächsten Sizung Dr. B.[ach] meinen Neffe[n] zum Erben erklären Pantoffeln – Balbierpins.[el], Kranawett [= Wacholder], Staubbesen Ausspülgeschirr Siegellack Tinte" (*BKh*, Bd. 1, S. 373).

Auf das Austern essen wird öfters verwiesen; es wird einerseits als Luxus geschätzt, andererseits als "eingebildeter Leckerbissen" abgetan (*BKh*, Bd. 1, S. 124). Sie verleiten einmal zu folgendem Wortspiel: "Austria kommt her von Austern, warum soll also ein Austrier oder Austerer nicht Austern essen?" (*BKh*, Bd. 1, S. 186, Carl Joseph Bernard (1775-1850). Die Austern werden per Extrapost aus Venedig angeliefert und deshalb oft mit Italien in Verbindung gebracht (*BKh*, Bd. 1, S. 122, 186, besonders prägnant S. 126). Dorthin zu reisen, bleibt jedoch nur einer kleinen Schicht wie dem Adel vorbehalten, inklusive dem Privatlehrer des Fürsten. Wenn Austern essen als Anzeichen luxuriösen Lebensstils gilt, dann auch deshalb, weil finanzielle Sorgen und Überlegungen oft zur Sprache kommen. Wodurch kann man ein gesichertes Einkommen verdienen und wie kann man sein Geld investieren? Es heißt: "Es stehen uns wieder neue *Finanz Operationen* bevor" (*BKh*, Bd. 1, S. 315). Gespräche über die Investition in Aktien tauchen regelmäßig auf und nehmen einen breiten Raum ein (*BKh* Bd. 1, S. 153-155):

Wenn Sie wieder *Actien* nehmen so müssen Sie alles Geld geben was Sie bekommen / Alles andere ist unsicher, lassen sie sich in keine *Speculationen* ein, Ihr Geld trägt Ihnen da wenigstens 8% mehr können Sie nicht verlangen; – überlassen Sie das Kaufen und Verkaufen den Juden, wir haben kein Glück zu so etwas das ist mein Rath (*BKh*, Bd. 1, S. 239).

Kurzum, wir gewinnen viele Eindrücke von den Grundbedingungen alltäglichen Lebens in Wien: Wir erfahren über die unterschiedlichen Äußerungsformen direkt oder indirekt etwas über das Wohnen, Essen, Schlafen, zur Hygiene und Gesundheit, und auch etwas über den Finanz- und Aktienmarkt. Darüber hinaus finden sich Verweise auf kulturelle Ereignisse wie Theateraufführungen und insbesondere Konzerte, aber auch eine unterhaltende Darbietung wie die eines Seiltänzers im *Theater an der Wien* wird gewürdigt (*BKh*, Bd. 1, S. 206).

Obwohl die Gesprächsnotizen mit ihrer Fülle an Details bereits eine ganz eigene Dichte erlangen, insbesondere wenn man sie als ganzes Textkorpus samt akribischem Anmerkungsapparat liest, so ergeben sie nicht das, was Gilbert Ryle als "thick description" bezeichnete, die durch Clifford Geertz als methodischer Ansatz über die Anthropologie hinaus Bekanntheit erlangte (Geertz, S. 6).

The concept of culture I espouse [...] is essentially a semiotic one. Believing with Max Weber, that man is an animal suspended in webs of significance he himself has spun, I take culture to be those webs, and the analysis of it to be therefore not an experimental science in search of law but an interpretive one in search of meaning. (Geertz, S. 5)

Wenn man also Kultur als soziale Handlungen versteht, in denen ständig kommunikativ Bedeutung erzeugt und verhandelt wird, dann verlangen diese dadurch entstandenen Kommunikationshandlungen eine interpretative Beschreibung. Und erst durch die dichte Beschreibung, so Geertz, gewinnen wir Klarheit über den Gegenstand, den es zu beobachten gilt. Während Geertz sich mit dieser Methode vor allem gegen reduktionistische Verhaltensstrukturen oder abstrahierende generelle Rückschlüsse über fremde Kulturen wandte, so verschreibt er sich mit Verve einem interpretativen Akt kleinteiliger Beobachtungen, der im Vollzug seiner selbst das leistet, was er zu erreichen wünscht: die symbolisch-sozialen Interaktionen der agierenden Personen nach deren eigenem Verständnis und auch ihren Missverständnissen zu erhellen (Geertz, S. 18). "The whole point of a semiotic approach to culture is [...] to aid us in gaining access to the conceptual world in which our subjects live so that we can, in some extended sense of the term, converse with them." (Geertz, S. 24)<sup>5</sup>

Sofern ich einem solchen "Ins-Gespräch-Kommen" mit den Akteuren der schriftlich fixierten Gespräche nachzukommen versuche, ergeben sich vor allem zweierlei Aufgaben: Aufgrund der bereits gemachten Aussagen könnte ich eine ausführlichere Darstellung des historischen Kontextes zu Wien unternehmen, die eine systematische Beschreibung des sozialen, kulturellen und politischen Alltagslebens beinhalten würde. Ich könnte Einblick geben in das Gesundheitswesen, die Ernährung, Geschlechterrollen, den Konzert- und Theaterbereich, die Lesesozio­logie, den Zeitungs- und Buchmarkt, die Zensurbedingungen, das restriktive politische Klima, die soziale Stratifikation, das Justizwesen oder soziale und kulturelle Netzwerke. Mein Schreibatem müsste allerdings dabei soweit reichen wie derjenige Friedrich Nicolais, der rund vierzig Jahre zuvor Wien systematisch in allen Details und Belangen mit großer Skepsis und als aufgeklärter Protestant beschrieb. Ganze sechs Bände legte er allein über seinen Wien-Besuch im Jahre 1781 vor.<sup>6</sup>

Wie schwierig ein solches Unterfangen dennoch bliebe, im Sinne von Clifford Geertz die unterschiedlichen Aussagen und dadurch bewirkten Handlungen der Akteure untereinander sinnhaft und in großer Dichte zu erschließen, soll paradigmatisch anhand der Aussagen zu Geschlechterrollen gezeigt werden.

Bei den Gesprächsteilnehmern im Hause Beethoven handelt es sich ausschließlich um Männer. Frauen werden nur hinsichtlich ihrer sozialen Stellung bewertet: Entweder werden sie als Dienstpersonal aufgrund ihrer Arbeitserfahrung und Arbeitsanforderungen taxiert und nicht als Persönlichkeiten wahrgenommen, oder sie werden nach dem Moralkodex der bürgerlichen Männer eingestuft. Letzteren halten die Frauen entweder beispielhaft ein ("artig und wohl gebildet", Schreyvogels 20jährige Tochter, *Bkh*, Bd. 1, S. 258) oder aber sie verfehlen ihn gänzlich und werden entsprechend abgestraft (Karls Mutter). Die sexuellen Bedürfnisse der Männer unterminieren, wie nicht anders zu erwarten, ihre eigenen moralischen Ansprüche. Obwohl es einmal heißt "Ehret die Frauen" (*Bkh*, Bd 1., S. 126) – ob als Mahnung oder als Reaktion auf eine abschätzige Antwort bleibt unklar –, werden sie aufgrund ihres Sexappeals wahrgenommen. So versucht man beispielsweise eine attraktive junge Kellnerin aus einem Wirtshaus, in dem ansonsten keine (bürgerlichen) Frauen verkehren, zu verkuppeln (*Bkh*, Bd. 1, S. 141). Was man der Schwägerin Beethovens vorwirft, gehört zum eigenen Handlungsmuster. Und wenn diese Form

der freiwilligen erotisch-sexuell gefärbten Begegnung nicht genügen oder nicht gelingen sollte, gibt es den käuflichen Sex, bei dem sich Frauen prostituieren: "Wohin sind Sie heute gegen 7 Uhr beym Haarmarkt auf dem Strich gegangen?", wobei die Schuldgefühle angesichts der moralisch-religiös gefärbten Fehlleistung nicht ausbleiben (*Bkh*, Bd. 1, S. 254). Dass Frauen jedoch nicht nur als passive Objekte agieren, zeigt ein weiterer Eintrag, in dem berichtet wird, "daß ihm der Mantel bey der Frau von Janitsik wie dem Joseph bey der Putiphar abgezogen worden sey. [...] Auch sollen Sie bey der Frau von Janitschek geschlafen haben." (*Bkh*, Bd. 1, 262; siehe auch 263) Der Verweis auf das 1. Buch Mose, Kapitel 39 zeugt dabei nicht allein von Bibelfestigkeit, sondern zeigt vielmehr, dass sexuelle Bedürfnisse benannt werden wollen, auch wenn sie simultan verschleiert werden müssen. Der Kraftaufwand der Verdrängung hält sich die Waage mit der Lust dessen, was sich nicht verdrängen lässt. Dass die im Gespräch befindlichen Männer "sittsam" zu handeln beabsichtigen, aber im Alltag um ihre sexuellen Bedürfnisse als Schwäche wissen, wirkt letztlich als Antrieb, die eigenen moralischen Ansprüche umso rigoroser zu formulieren. Selbstverständlich wird auch zwischen Sex und Liebe unterschieden, wenn es etwa heißt: "Czerny weiß eine Wittwe, welche Sie sehr liebt, u die sie heirathen soll" (*Bkh*, Bd. 1, S. 109). Diese latent bis manifest misogyne Grundeinstellung entpuppt sich gerade auch dort, wo Frauen einmal nicht in den ihnen zugewiesenen Rollen agieren, also nicht als Arbeitskraft, Ehefrau oder sexuelles Objekt, sondern auf dem intellektuellen Sektor: "Die Weiber sind als Dichterinnen immer nur negativ, und ich erkenne gleich in den ersten Zeilen, ob es von einer Frau herrührt" (*Bkh*, Bd. 1, S. 170). Ob eine namentlich genannte Autorin wie Sophie von Brentano vermeintlich Negatives in ihrem Werk zum Ausdruck bringt oder ob 'negativ' hier im Sinne von unfähig verwendet wird, bleibt eine vernachlässigbare Frage angesichts der Eindeutigkeit der abschätzigen Wertung. Und dass die Erziehung des Sohnes dem Manne zu unterliegen habe, darauf werde ich noch zurückkommen (*Bkh*, Bd. 1, S. 241).

Sie werden vielleicht gemerkt haben, dass ich eine ganze Weile nicht den Namen Beethoven verwendet habe, um meiner anfänglichen Hypothese gerecht zu werden, die Konversationshefte allgemein als Dokumente ihrer Zeit im Sinne von Geertz zu lesen und zu "verstehen". Und dennoch zeigt diese skizzenhafte Collage an Aussagen der Männer über und zu Frauen, wie schwierig es sich letztlich ausnimmt, aus den Gesprächspartikeln eine dichte Beschreibung entstehen zu lassen, da es alles andere als leicht ist, die Gesprächsfetzen zu erschließen, geschweige denn, sie noch weiter zu einer sinnhaften Erzählung zu verdichten, die über Klischees hinausginge.<sup>7</sup> Denn das bisher Gesagte scheint mir, zumindest hinsichtlich der Geschlechterthematik, nicht wirklich überraschend oder neuartig zu sein, es sei denn man ginge den kurzen Verweisen auf Ehebetrug und den Beischlaf mit einer der Ehefrauen unter den beteiligten Männerfreunden genauer nach.

### 3. "Gefesselte Liebe" oder Bildung als Erziehungs-Voll-Macht

Während die allgemein notierten Vorgänge sich also nicht leichthin zu einem Sinnganzen verdichten lassen, intensiviert sich dieses grundsätzliche Lektüre- und Interpretationsproblem umso deutlicher, wenn man den bisher ausgeblendeten Faktor Beethoven berücksichtigt. Denn es versteht sich von selbst, dass die Konversationshefte letztlich nur deshalb heute in elf Bänden vorliegen, weil wir es mit Beethoven zu tun haben, der als moderner Künstlertypus paradigmatisch wie kein anderer dafür steht, dass er sich trotz physiologischer, ökonomischer und sozialer Widerstände allein via seiner Kompositionskunst bewusst und selbstbewusst als freier Künstler behaupten wollte und konnte. Äußerungen wie die folgenden deuten seine selbstbewusste Identität und Stilisierung ebenso an wie auch seine Verortung innerhalb bestehender sozialer Abgrenzungen:

"Sokrates u. Jesus waren mir Muster" (*Bkh*, Bd. 1, S. 211; Äußerung im Kontext des Prozesses um Karl); "Ich bin gar nichts, aber der Adel hat mehr Respekt vor mir, als ich vor ihm" (*Bkh*, Bd. 1, S. 380; Äußerung im Kontext von dem Ausgang des Prozesses?); "den[n] ich gehöre nicht gemäß meine[r] Beschaffenheit unter diese *plebs*" (*Bkh*, Bd. 1, S. 219).<sup>8</sup> Aussagen wie diese, die zwischen überhöhtem Ideal und sozialer Abgrenzung nach oben wie auch nach unten schwanken, verraten letztlich eine Unsicherheit seiner selbst und zeugen von der ungesicherten sozialen (nicht ästhetischen!) Positionierung als Komponist in Wien.<sup>9</sup>

Und es ist genau diese Verschränkung aus Selbstbehauptung als Künstler und sozialer Verortung innerhalb der Gesellschaft, die wie bei kaum einem zweiten Künstler als Leitfaden seine gesamte Rezeption noch zu Lebzeiten begleiten. Einerseits steht Beethoven für die Aufwertung der absoluten Musik, jener Musik, die sich einer außermusikalischen Bedeutungszuschreibung widersetzt, indem sie aus rein formalen und inhärenten musikalischen Prozessen ableitbar und erklärbar wird (Bonds). Andererseits wurde an seine Musik von Beginn symbolisch als eine persönliche Selbstbehauptung des Subjekts inhaltlich aufgeladen, bei der Beethoven als Prototyp des modernen und freien Künstlers eben dieses Bedeutungsmuster bediente (Botstein, S. 333).

Sofern die Lektüre des ersten Bandes es vereitelt, die Gesprächsaufzeichnungen mit musikästhetischen Reflektionen in Bezug auf die *Missa solemnis* dialektisch zu vermitteln – es sei denn, man wollte die kontinuierlichen Nachfragen nach dem Fortgang an der Arbeit der Messe als Beleg dafür lesen, dass Beethoven sich endgültig von der Idee losgelöst habe, im Dienste anderer zu stehen –, so kann man der Fülle von Einzelaussagen dennoch eine dialektisch bezogene Widersprüchlichkeit als Einheit abgewinnen, die über eine summarisch-additive Darstellung als Zeitdokument für das Wien um 1820 hinausweist.

Um das zu belegen, möchte ich abschließend thesehaft skizzieren, inwiefern der Bildungsbegriff als ein Leitgedanke ebenso sichtbar wird wie auch seine pervertierte Anwendung auf den Erziehungsgedanken. Während Bildung seit der Aufklärung als ein Konzept verstanden werden kann, bei dem das (männlich-bürgerliche) Subjekt sich seines Auftrages als kritischer Denker gewahr wird (Kant) und sich möglichst vielseitig und umfassend zu einer Persönlichkeit weiterentwickelt, verstehe ich Erziehung als die Bereitstellung von Mitteln, eben diese Bildung am Einzelnen zu ermöglichen und zu gewährleisten. Diese beiden aufeinander beziehbaren Begriffe, Bildung als Ideal sowie Erziehung als Realisierung dieses Anspruchs, finden ihren Niederschlag in den Diskussionen um Beethovens Neffen Karl.

Schon kurz nach dem Tod von Beethovens Bruder Kaspar Karl im Jahr 1815 nahm sich Beethoven seines damals neunjährigen Neffen Karl an (geboren 1806). Da Beethoven seine Schwägerin Johanna moralisch für unwürdig hielt und sie zu arm war, die Erziehung ihres Sohnes und seines Neffen abzusichern, stritt er in mehreren Gerichtsprozessen fünf Jahre lang, bis er endgültig im April 1820 die Vormundschaft für seinen Neffen teilweise übertragen erhielt; aufgrund seiner Taubheit wird er vom höchsten Appellationsgericht dazu verpflichtet, einen Mitvormund zu haben, für den Beethoven seinen Freund und in den Konversationsheften sehr präsenten Hofrat Karl Peters einsetzt. Während dieser langen Phase der Auseinandersetzung um den rechtlichen Anspruch auf Vormundschaft (*Bkh*, Bd. 1, S. 193) äußern sich Beethoven, seine Freunde und auch Erzieher Karls ausführlich darüber, wie "seine Bildung zu fördern" wäre (*Bkh*, Bd. 1, S. 158). Man hofft und glaubt zugleich: "Mit 12 [= 1818] ist ein Kind noch nicht so weit, daß es nicht noch ganz gebessert werden könnte" (*Bkh*, Bd. 1, S. 75). Entsprechend verfolgt man das Ziel, "einen Plan auf mehrere Jahre" zu erstellen, "damit Karl systematisch in seiner Bildung geführt wird" (*Bkh*, Bd. 1, S. 89). Diese gezielte Führung sieht man beispielsweise dadurch gewährleistet, ihn entlang der neuesten



Grundsätze des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1872) zu erziehen, die Joseph Blöchingen, der Pestalozzi persönlich kannte, in seiner privaten Bildungsanstalt in Wien umzusetzen versuchte. Pestalozzis Schriften, insbesondere die politischen, waren jedoch von der Zensur in Wien untersagt (*Bkh*, Bd. 1, S. 345). Denn seine Ideen fußten auf dem Ideal einer ganzheitlichen Bildung für alle, in der jeder und jede anhand seiner/ihrer Fähigkeiten ausgebildet wird, mit dem übergeordneten Ziel eines demokratischen Gemeinwesens. Das bedeutet unter anderem, dass das bisher gängige Auswendiglernen scharf kritisiert wird, weil es das eigene Denken zu wenig schule (*Bkh*, Bd. 1, S. 304f., 329, 345).<sup>10</sup> Dass Beethoven und seine Freunde diese progressiven Ideen und idealen Erziehungsgedanken in keiner Weise als Kontrast zur völligen Ablehnung der Mutter, "das leidenschaftliche Weib" (*Bkh*, Bd. 1, S. 44), sehen, ist nur ein erster Widerspruch zwischen idealem Bildungsanspruch und realer Erziehungspraxis. Ein weiterer dieser Art tut sich auf, wenn man von dem jungen Karl erwartet, dass er sich bei Gericht schlecht über seine Mutter zu äußern habe (*Bkh*, Bd. 1, S. 199). Die Anleitung zur Lüge steht im krassen Gegensatz zur beanspruchten Lebensführung; sie spiegelt abermals nur das wider, was der Mutter selbst vorgeworfen wird. Strenge (*Bkh*, Bd. 1, S. 44) und Zuneigung, Selbstlosigkeit ("Mein Neffe braucht mich, aber ich nicht ihn" (*Bkh*, Bd. 1, S. 261)) und ein verbitterter Kampf gegen das "Arschmundschaftsgericht" (*Bkh*, Bd. 1, S. 387) halten sich weniger die Waage, sondern verweisen auf einen unvereinbaren Antagonismus zwischen Anspruch und Ausübung. Diese Divergenz im Reden und Handeln bringt der spätere Mitvormund Peters unfreiwillig auf den Punkt: "Sie haben Sich es erkämpfen müssen, wohlthätig für Karl zu seyn – das muß man dem Knaben, solche Liebe muß man ihm erklären – das muß ihn ewig an sie fesseln" (*Bkh*, Bd. 1, S. 274).

Gefesselte Liebe? Besser lässt sich der Widerspruch zwischen einem freiheitlichen Bildungsideal und Unterwürfigkeit fordernden Machtanspruch nicht formulieren. Das Gute durch Macht erzwingen zu wollen, desavouiert und pervertiert letztlich das Ideal. Peters notiert darauf folgend noch so einen entlarvenden Gedanken: "Er hätte wohl bey seiner Mutter in die Schule gehn können, wäre aber moralisch und physisch zu Grunde gegangen; weil bey mehr Phantasie wie er sie hat das junge Gemüht gern dem Fehler sich hingibt." (*Bkh*, Bd. 1, S. 274f.) Das junge Gemüt soll sich nicht seiner Phantasie hingeben dürfen; es wird als weichlich und weiblich diffamiert; vielmehr soll es durch Härte und Strenge beherrscht werden. Das Gemüt, die Phantasie werden hier nicht nur an die Geschlechterrolle gekoppelt, sondern als Gegensätze zum Moralischen aus- und aufgebaut und als schädigend und daher krankhaft charakterisiert. Man wird hier Zeuge eines pädagogischen Willens, der seine eigenen Absichten konterkariert. Je länger und härter der Kampf um die Vormundschaft mit allen Mitteln verfolgt wird und sich als purer Machtanspruch in seiner ganzen Härte entpuppt, desto weniger überzeugen die hehren Bildungsansprüche.<sup>11</sup> Das Ideal einer pädagogischen Provinz aus Goethes *Wilhelm Meister* verkommt zu einer *Schwarzen Pädagogik* (Katharina Rutschky).

Um es in aller Zuspitzung thesenhaft zu formulieren: Beethovens eigener Bildungsanspruch zerschellt an seinem Machtanspruch auf seinen Neffen. Beethoven, der bekennende Verehrer Goethes und Leser von *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren*, dem Innbegriff des Bildungsromans, verinnerlichte für sich selbst lebenslang den Anspruch auf eine umfassende Bildung, die ihm als Junge in Bonn zumindest formal verwehrt wurde. Die vielen Notizen von Buchanzeigen, die die Diskussion um den Prozess um das Erziehungsrecht auf Karl begleiten, belegen das: Beethoven interessiert sich für Bücher aus den Bereichen der Flora, Sexualhygiene, des Gehörleidens, der Geschichte, Mathematik, Musik(geschichte), Religion und Literatur. Sie belegen nicht nur durch ihre Vielfalt Beethovens ständiges Bemühen, sich zu informieren und

weiterzubilden, sondern sie verweisen auch darauf, dass er den aufklärerischen Impuls aus Bonner Zeiten als Auftrag zeitlebens verinnerlicht hatte, sich seines sozialen Standes als bürgerlich-moralisches Subjekt qua Bildung gegenüber anderen Gruppen abzugrenzen und aufzuwerten. In dieser kompensatorischen Funktion des Bildungsanspruchs bündeln sich auch der skizzierte dialektisch verstandene Widerspruch zwischen Bildungsideal und Erziehungsmacht. Beethovens jahrelanger Kampf um das Recht auf die Erziehung für seinen Neffen Karl kompensiert nicht nur individual-psychologisch seine eigenen beschädigten Kindheits- und Jugenderfahrungen in Bonn, sondern er verfolgt damit auch das Ziel, die soziale Wertigkeit mittels Bildung zu kompensieren.<sup>12</sup> Dass diese kompensatorische Funktion ihre eigenen Widersprüche und Ambivalenzen zeitigt, kann kaum weiter verwundern. (So wie ja auch die sexuellen Bedürfnisse aus dem bürgerlich-moralischen Selbstverständnis ausgeklammert zu sein haben und günstigstenfalls durch die Beichte kompensiert werden können (*Bkh*, Bd. 1, S. 206).)

Aufgrund meiner ansatzweisen Auswertung der ersten zehn Konversationshefte lässt sich zu guter Letzt als Ausblick tatsächlich auch eine dialektische Vermittlung zwischen den Kompositionen und Gesprächen denken: Dass das Komponieren selbst als Kompensation für die Abgründe des Alltags erhalten konnte, scheint dabei allzu billig und daher nicht weiter erwähnenswert. Doch die Arbeit an der *Missa solemnis* während des erbitterten Streits um das Erziehungsrecht lebt in der Tat von Ambivalenzen oder gar Widersprüchen im Kontext ihrer Entstehung. Dieses mächtige und persönlich gefärbte Bekenntnis zur Religion kann durchaus verstanden werden als verbunden mit der Einsicht und dem Wissen um die eigenen Fehlleistungen und das eigene Versagen. Eben deshalb der flehentliche Wunsch des Komponisten, dass es 'von Herzen zu Herzen' gehen möge. Das Gemüt soll hier wirken, weil das Denken nur die eigenen Verfehlungen zutage förderte. Die musikalische Sprache der Solisten, des Chors und Orchesters entfalten eine überdimensionale und erhabene Komposition, entfesseln eine sinnlich erfahrbare Macht, in der wir als Zuhörer aufgefordert werden, Liebe und Frieden zu erkennen. Dass Beethoven in jener Zeit weder Liebe noch Frieden erfahren konnte, erzeugte erst die Macht ihrer sehnlichen Beschwörung.

### Bibliographisches Verzeichnis zitiertes Literatur

- Adorno, Theodor W. *Beethoven. Philosophie der Musik*. 1993. Theodor W. Adorno: Nachgelassene Schriften. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Dritte Auflage. Bd. 1: Fragment geliebte Schriften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999.
- Beethoven, Ludwig van. *Briefwechsel Gesamtausgabe*. 7 Bde. Hrsg. von Sieghard Brandenburg. München: Henle, 1996-1998.
- Das Beethoven-Lexikon*. Hrsg. von Heinz von Loesch und Claus Raab. Laaber: Laaber, 2008.
- Ludwig van Beethovens Konversationshefte*. Bd. 1. Hefte 1-10. Hrsg. im Auftrag der Deutschen Staatsbibliothek Berlin von Karl-Heinz Köhler und Grita Herre. Unter Mitwirkung von Günter Brosche. Leipzig: Deutscher Verlag für Musik, 1972.
- Bonds, Mark Evan. *Music as Thought. Listening to the Symphony in the Age of Beethoven*. Princeton: Princeton University Press, 2006.
- Botstein, Leon. "The Search for Meaning in Beethoven: Popularity, Intimacy, and Politics in Historical Perspective." In: *Beethoven and His World*. Hrsg. von Scott Burnham und Michael P. Steinberg. Princeton: Princeton University Press, 2000. S. 332-366.
- Breuning, Gerhard von. *Aus dem Schwarzspanierhause: Erinnerungen an L. van Beethoven aus meiner Jugendzeit*. Wien: Kosner, 1874.
- Geertz, Clifford. "Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture". In: Clifford Geertz. *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. New York: Basic Books, 1973. S. 3-30.

Kropfinger, Klaus. *Beethoven*. Kassel: Bärenreiter, 2001.

Lodes, Birgit. *Das Gloria in Beethovens Missa solemnis*. Tutzing: Schneider, 1997.

----- „So träumte mir, ich reiste ... nach Indien“: Temporality in op. 127/1. In: *The String Quartets of Beethoven*. Hrsg. von William Kinderman. Urbana: University of Illinois Press, 2006. S. 168-213.

*Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*. Hrsg. von Katharina Rutschky. Ullstein: Berlin, 1977.

Solomon, Maynard. *Beethoven*. 2te, rev. Ausgabe. New York: Schirmer, 1998.

<sup>1</sup> Arnold Scherings *Beethoven und die Dichtung* (1936) stellt einen Sonder- und Extremfall dar. "In über vierzig Werkexegesen formulierte er das Projekt einer 'Entschlüsselung' der Beethovenschen Tonsprache. Symphonien, Klaviersonaten und Werken der Kammermusik ordnete er Dichtungen von Homer, Euripides, Cervantes, Tasso, Schiller und Goethe zu." "Durch die Gleichsetzung der vermuteten 'poetischen Idee' mit dem realen Schaffensursprung des Werkes geriet Schering in eine zirkuläre Denkbewegung [...]." Darüber hinaus deutete Schering Beethovens Musik im Sinne der nationalsozialistischen Rassen-Ideologie, was seinen Ansatz retrospektiv noch weiter suspekt macht(e). *Das Beethoven-Lexikon*, S. 642-643.

<sup>2</sup> **In diesem Kontext ist insbesondere auf den Aufsatz von Birgit Lodes (2006) hinzuweisen.**

<sup>3</sup> Dieses sog. Heiligenstädter Testament erlaubt auch einen ersten Einblick, was für einen Literatur- und Kulturwissenschaftler Beethovens intellektuellen Horizont so ergiebig macht. Man kann den Brief nämlich analog zu einem kanonischen Text der Frühromantik als 'Herzensergießungen eines Verzweifelten' auffassen. Beethoven bezeichnet sich darin als "Philosoph", womit er sich und seine künstlerische Identität zu einer Kunstreligion aufwertet, was in der Musikgeschichte ein absolutes Novum darstellt. Er bekennt sich zu eben jener idealistischen Kunstreligion, die Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck ihrem fiktiven Musiker Joseph Berglinger in den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1796) sechs Jahre vorher andichteten. Beethoven schreibt: "[E]s fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben – nur sie, die **Kunst**, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte"; und etwas weiter ist die Rede von ihm, "der trotz allen Hindernissen der Natur, doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden" (*Briefwechsel Gesamtausgabe* Bd. 1, Brief 106, S. 121-123). Diese Idealisierung des Künstlers als Auserwählter mit einem als überpersönlich imaginierten Auftrag hebt allerdings nicht den nüchternen und pragmatischen Aufklärungsimpuls aus, mit dem Beethoven seit seiner Bonner Jugendzeit durch seinen Mentor Christian Gottlob Neefe vertraut war. Gegen Ende des Briefes bittet Beethoven seine Brüder, dass Professor Schmid seine Krankengeschichte aufschreiben solle, nachdem er gestorben sei. Er sieht sich also als mögliche Fallstudie im Dienste einer sich wissenschaftlich entwickelnden Medizin.

Beethoven versichert sich hier über das private Schreiben seiner eigenen künstlerischen Identität, die er im Hinblick auf die Öffentlichkeit gewonnen und verobjektiviert sehen möchte. Weder ist der Brief ausschließlich privat noch ist er eindeutig öffentlich. So sehr Beethoven zwischen selbstbemitleidender Emphase und wachem Verstand changiert, so sehr zeigt der Text Spuren seines bisherigen Lesens auf; er evoziert zum einen das Werther-Fieber, zum anderen die Kunstreligion der Frühromantiker, und gleichzeitig tradiert er den modernen Impuls der Aufklärung als unabgeschlossenes Projekt. Das Schreiben fungiert als selbsttherapeutisches Zwiegespräch, nicht trotz, sondern gerade wegen der dort ausgetragenen Widersprüchlichkeiten zwischen Thanatos und Eros, zwischen privater Subjektivität und öffentlichem Kunstdiskurs.

<sup>4</sup> "Beethovens Musik ist die Hegelsche Philosophie: sie ist aber zugleich wahrer als diese, d.h. es steckt in ihr die Überzeugung, dass die Selbstproduktion der Gesellschaft als einer identischen nicht genug, ja dass sie falsch ist. Logische Identität als produzierte und ästhetische Formimmanenz werden von Beethoven gleichzeitig konstituiert und kritisiert." Adorno, *Beethoven*, S. 36.

<sup>5</sup> "the essential task of theory building (...) is not to codify abstract regularities but to make thick description possible, not to generalize across cases but to generalize within them." Geertz, S. 26.

<sup>6</sup> Friedrich Nicolai, *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*; 12 Bde., Berlin

u. Stettin 1783–1796.

- <sup>7</sup> Um nur ein Beispiel dafür zu nennen, wie schwierig es oft ist, der Gesprächsführung zu folgen, kann man auf eben jene Stelle hinweisen, in der von der Liebe der Witwe gesprochen wird. Schon in der nächsten Zeile ist nicht eindeutig auszumachen, ob Bernard eben jene Witwe meint oder wieder eine andere Frau: "Ich bin ein Nebenbuhler von Ihnen bey der Stein; wir gehen nächstens beyde mit dem Czerny hin." (*Bkh*, Bd. 1, S. 109)
- <sup>8</sup> Letzteres muss im Kontext von Beethovens Aussage vom 11.12.1818 verstanden werden, kein Adelsdiplom zu besitzen, woraufhin der Vormundschaftsprozess vom niederösterreichischen Landgericht zum Wiener Magistrat weitergeleitet wurde. *Bkh*, Bd. 1, Fn. 94, S. 422.
- <sup>9</sup> Dass Beethoven selbstredend in sozialer Hinsicht nicht ein "Niemand" war, wie er polemisch selbst suggeriert, sei nur am Rande bemerkt. Dies lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass während der Zeit der ersten Gesprächsaufzeichnungen jenes bekannte und idealtypische Ölporträt von Joseph Karl Stieler entstand. Porträtiert zu werden, zeigte eine herausgehobene Stellung an und konnte nur als Auftragswerk, in diesem Falle durch die Familie Brentano in Frankfurt, finanziert werden.
- <sup>10</sup> Stattdessen sollten nach Pestalozzi "Kopf, Herz und Hand", also Intellekt, moralisches Verhalten und praktische Fähigkeiten, als Einheit in der Schulausbildung erfahrbar gemacht werden.
- <sup>11</sup> Dass Karl als pubertierender Jüngling diese Machtkämpfe um seine Person und den enormen emotionalen Druck am eigenen Leib erleben musste, konnte auch unter damaligen Gesichtspunkten unmöglich als förderlich gewertet werden und kann zumindest ansatzweise seinen späteren Selbstmordversuch (1826) erklären helfen.
- <sup>12</sup> Man könnte hier sogar so weit gehen, dass die Bildung als Ausbildung der Person zu einem bürgerlich moralischen Subjekt ihren wahren Ausdruck durch das stetige Interesse an der Kapitalbildung durch Aktien findet: Der Wunsch nach der Vielseitigkeit der persönlichen Entfaltung entwertet sich durch den Wunsch nach quantitativer Absicherung durch Geld.